

Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel  
*The Last Bloodcarver* bei Roaring Brook Press, New York.



Deutsche Erstausgabe

1. Auflage 2025

© Atrium Verlag AG, Imprint Arctis, Zürich 2025

Alle Rechte vorbehalten. Der Verlag untersagt ohne ausdrückliche  
schriftliche Zustimmung die Nutzung dieses Werkes im Sinne  
des §44b UrhG für das Text- und Data Mining.

Copyright © 2024 by Vanessa Le

Published by arrangement with Roaring Brook Press,  
a division of Holtzbrinck Publishing Holdings Limited Partnership.

All rights reserved.

Übersetzung: Tamara Reisinger

Lektorat: Leonie Teckenburg

Umschlag- und Farbschnittgestaltung: Niklas Schütte mit Motiven  
von matrioshka/Shutterstock.com

Karte S. 6/7: Charis Loke

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-03880-229-7

GPSR (General Product Safety Regulation)-Kontakt:

W1-Verlage GmbH, Semperstraße 24, 22303 Hamburg,

[gpsr@w1-verlage.de](mailto:gpsr@w1-verlage.de)

[www.arctis-verlag.de](http://www.arctis-verlag.de)



Folgt uns auf Instagram

unter [@arctis\\_verlag](https://www.instagram.com/arctis_verlag)

und auf TikTok unter [@arctisverlag](https://www.tiktok.com/@arctisverlag)

# EINS

Jemand wie Nhika, mit ihrem nervösen Lächeln und der ausgefransten Tasche voller falscher Wunderöle, gehörte nicht auf diese Straßen.

Im Dog Borough in der Nähe des Hafens wäre sie in dieser Aufmachung niemals aufgefallen, weder mit den abgeschnittenen Ärmeln noch mit den nackten Händen. Dort trug man Leinen und Wolle statt Seide und die Zahnräder der Automaten ächzten vor Rost und eingetrocknetem Meersalz. Hier im Horse Borough jedoch wickelten sich Frauen in enge Seidenkleider und Männer in weite Gewänder, verbargen jedes Stückchen Haut unter langen Handschuhen und hohen Kragen. Das war die Mode hier, geboren aus der Angst vor Menschen wie Nhika.

Beziehungsweise vor dem Mythos von ihnen.

Die Leute musterten Nhika im Vorbeigehen – diesen kleinen Rußfleck in einer Stadt aus Silber und Blau –, doch die Blicke verweilten nicht lange auf ihr; man gab ihr so viel Platz, wie sie wollte. Verkaufsautomaten hoben die Arme – so blitzsauber, dass Nhikas verzerrte Spiegelung ihr bronzen entgegenblickte – und boten Zeitungen an. Die heutige Schlagzeile galt dem Tod des Gründers von Congmi Industries. Obwohl die Nachricht selbst schon Wochen alt war, blieb sie in Theumas Gesprächsthema Nummer eins. Dieses Schmier-

blatt hatte mit aller Macht versucht, dem Geschehen mehr Bedeutung zu geben, indem es der Schlagzeile einen Hauch von Skandal hinzufügte: UNFALL ODER MORD?

Nhika prüfte erneut das Stück Papier in ihrer Hand, aus Angst, sich zu verlaufen. In einem angelegten Stadtstaat wie Theumas hätte sie sich darüber eigentlich keine Gedanken machen müssen. Jede Straße war nummeriert, die Querstraßen alphabetisch benannt, aber wenn sie vor der falschen Tür auftauchte, würde sie erst recht aussehen wie ein bedauernswerter Sack Lumpen mit einer Tasche voller Tinkturen.

Hier im Horse Borough war die Stadt flacher, weitläufiger. Nicht so überladen – keine kastenförmigen Häuser, die aufeinander gestapelt wurden. Jedes Gebäude verlangte seinen eigenen Raum, sie alle waren groß und angestrichen, die Vordächer im Stil der Pagoden gebogen. Es war nicht schwer, das Haus ihres Kunden zu finden: eines von vielen Stadthäusern, die alle gleichermaßen glatt und identisch waren, sodass nur die schmiedeeiserne Nummer über der Tür sie voneinander unterschied. Sie waren auf einfache Art elegant, mit dem Ziegeldach, mehreren Stockwerken und einem Balkon ganz oben. Nhika atmete tief durch, bevor sie an die Tür klopfte.

Es kam keine unmittelbare Antwort. Nhika sah links und rechts die Straße hinunter, sie fühlte sich entblößt auf der Türschwelle. Also wartete sie so, wie die Menschen es hier taten, verschränkte die Arme, klopfte mit dem Fuß auf den Boden und versuchte, so auszusehen, als hätte sie – mit einer Dusche, einem Haarschnitt und komplett neu eingekleidet vielleicht – hierher gehören können.

Schließlich ging die Tür auf, nur einen Spalt, aufgehalten von einer Türkette. Dahinter musterte sie ein Mann aus zusammengekniffenen Augen. Er wusste auf den ersten Blick,

wer sie war, und bat sie hastig herein. Zweifellos wollte er sie genauso sehr von seiner Türschwelle weghaben, wie sie von dort weg wollte.

»Wir haben einen Hintereingang«, murmelte er. Seine Stimme troff vor Verachtung.

Nhika hatte eine ganze Menge an Erwidierungen, die sie ihm entgegenbringen könnte, doch eine scharfe Zunge hatte ihr noch nie einen einzigen Chem eingebracht. Nein, dafür hatte sie andere Talente.

»Verzeihung«, sagte sie und schob sich an ihm vorbei.

Falls er den Sarkasmus bemerkt hatte, ließ er sich nichts anmerken. Sie tauschten keine Namen aus. Ihre Interaktion erforderte es auch nicht.

Sein Haus war innen kleiner, als es von außen ausgesehen hatte, die Möbel waren aus dunklem, lackiertem Holz und mit Perlmutter versetzt. Nhika bemerkte sogar eine Wählscheibe an der Wand. Nur die wenigsten waren reich genug, um sich ein eigenes Haustelefon leisten zu können. Als sie die zweifache Ausstattung musterte, die zwei Sessel, die zwei Paar Schuhe an der Tür, verstand sie, warum das Haus so klein war, obwohl der Mann so offensichtlich Geld hatte. Sie verstand, warum er verzweifelt genug war, jemanden wie sie um Hilfe zu bitten.

Es war ein Zuhause für zwei und die zweite Person musste auf dem Sterbebett liegen.

»Wo ist die Patientin?«, fragte sie und hob die Tasche voller Tinkturen vor die Brust, als wäre sie eine Ärztin auf Hausbesuch.

»Oben«, sagte der Mann und rieb sich den dünnen, rauhen Bart an seinem Kinn. »Folgen Sie mir.«

Nhika stieg hinter dem Mann die Treppe hinauf, Fläschchen klirrten in ihrer Tasche aneinander.

»Sie sollten wissen, dass ich nicht an diesen homöopathischen Unsinn glaube«, sagte er mit fester Stimme, während sie nach oben gingen; jede Treppenstufe ächzte unter ihren Füßen. »Was auch immer Sie verwenden, Ihre Salben und was sonst so ... Ich will die *wissenschaftlichen* Erklärungen.«

Sie hatte diese Aussage von ihrer Kundschaft bereits in allen möglichen Variationen gehört. Nhika konnte es ihnen nicht verübeln – in einer technokratischen Stadt wie Theumas musste man Homöopathie natürlich als veraltete Pseudomedizin abtun. Aber – ihre Lippen verzogen sich zu einem herablassenden Lächeln – sie wusste nur zu gut, dass er, irgendwo, tief in seinem Innern, doch daran glaubte. Er hätte sonst nicht nach ihr gerufen.

Oder vielleicht hatten die Ärzte diese Patientin bereits abgeschrieben und er war verzweifelt genug zu hoffen, dass Ingwer und Ginseng auch nur das Geringste gegen den Tod ausrichten könnten.

Aber natürlich konnten sie das nicht.

Das war Nhikas Geheimnis – na ja, eins von vielen. Sie glaubte auch nicht an diesen homöopathischen Unsinn.

Sie betraten ein Schlafzimmer im obersten Stock, wo die geöffneten Vorhänge den Blick auf den Balkon freigaben. Eine Frau schlief allein in einem großen Bett, gut zugedeckt unter einer schweren Decke. Mit ihrem skelettartigen Körper und den Schläuchen und Kabeln, die überall an ihr hingen, glich sie beinahe einem Automaton in der Herstellung. Auf der gegenüberliegenden Seite des Bettes befand sich eine kastenförmige Maschine, deren Zahnräder langsam arbeiteten und Infusionen und Medikamente durch die Zugänge der Frau pumpen. Das schwere Keuchen aus dem Inneren der Maschine erfüllte den gesamten Raum.

Nhika näherte sich dem Bett und der Mann sog Luft durch die Zähne ein, als wollte er seine Meinung doch noch ändern und sie wieder aus der Tür drängen. Vielleicht hatte er erst jetzt ihre yarongesischen Züge bemerkt: ihre goldbraune Haut, die dunklen Augen und die Haare, die eher der Farbe von Kaffee als von Tinte glichen. Die Tatsache, dass sie in Theumas aufgewachsen war, hatte etwas vom Einfluss der Insel verwässert, aber das hielt die Kundschaft nicht von ihrer Paranoia ab. Nhika blickte zu ihm zurück und wartete auf sein Urteil, doch schließlich bedeutete er ihr, näher zu treten.

Nhika blieb neben dem Bett stehen und betrachtete die Frau. Die Patientin hatte einen friedlichen Ausdruck, ihre Augen waren geschlossen und man hätte meinen können, sie würde nur schlafen – wäre da nicht die marmorierte Haut. Selbst für eine Theuma war sie ungewöhnlich blass.

Dieser Anblick war Nhika seltsam vertraut – eine jahrealte Erinnerung stieg in ihr auf: sie neben dem Bett, ihre Mutter unter einem dünnen Tuch. Allerdings waren da nicht so viele Kabel und Maschinen, nur ihre ineinander verschlungenen Hände – und ihre Mutter hatte nie so bleich ausgesehen, nicht einmal im Tode.

Nhika blinzelte und verdrängte die Gedanken. »Was ist passiert?«

»Es hat mit Schmerzen in der Brust angefangen und eines Tages ist sie zusammengebrochen. Seitdem ist sie nicht mehr dieselbe – schwach, hat Schmerzen. Sie schläft jetzt von all den Medikamenten, aber die Ärzte sagen, die sollen es ihr nur angenehm machen. Sie nicht heilen. Sie sagen, es gibt keine Hoffnung mehr, aber ...« Er ließ den Blick über die Frau wandern, ein verlorener Ausdruck lag auf seinem Gesicht. »Ich glaube das nicht. Wir hatten Pläne. Es ist noch nicht vorbei.«

Nhika beugte sich über die Frau. »Und was denken die Ärzte, was es ist?«

»Eine Blutkrankheit, vermutlich mütterlicherseits vererbt. Aber ihre Mutter hatte das nie.« Der Mann strich sein Gewand glatt und räusperte sich übertrieben wie ein Gelehrter. »Wenn ich raten müsste, würde ich auf diese unsichtbaren Mikromen tippen, die ihr Herz angreifen. Wir waren gerade von einer Reise außerhalb der Stadt zurückgekehrt. Vielleicht hat sie sich dort etwas eingefangen.«

Er klang überheblich, aber Nhika erkannte sofort, dass er nicht die geringste Ahnung von der Mikromentheorie hatte. Er wiederholte bloß das, was er in der Zeitung gelesen oder vielleicht von den Ärzten aufgeschnappt hatte. Nhika konnte ihm erzählen, was sie wollte, er würde ihr sehr wahrscheinlich glauben.

Nhika ließ die Schultern kreisen. Das würde einfach werden.

»Ich werde nun meine eigenen Untersuchungen durchführen«, sagte sie.

»Ohne Handschuhe?«, fragte er und seine gekräuselten Lippen verrieten sein Misstrauen. Er hätte diese Frage nicht gestellt, wenn sie eine Theuma wäre, aber die Berührung einer Yarongesin galt unter den Abergläubischen als etwas Gefährliches.

»Ich kann durch das Leder keinen Puls fühlen und wie Sie vielleicht bemerkt haben, bin ich kaum in der Position, mir Seide leisten zu können«, sagte Nhika. Sie verkniff sich die Bitterkeit, er war nicht der Erste, der ihre nackten Hände kommentierte.

Mit einem zögerlichen Nicken erlaubte er ihr, sich an die Arbeit zu machen, und sie tat so, als würde sie eine kurze Untersuchung durchführen. Dann streckte sie die Hand nach

dem Hals der Frau aus – langsam, um zu zeigen, dass sie keine bösen Absichten verfolgte. Durch die zwei Finger, die sie an den Bereich unter dem Kiefer drückte, sah es aus, als würde sie den Puls messen. Und das tat sie auch, aber das war bei Weitem nicht alles.

Durch den direkten Kontakt von Haut an Haut dehnte sich Nhikas Bewusstsein explosionsartig ins Endlose aus, raste erst über den Blutkreislauf der Frau – über jede Vene und jede Venole, die sich wie Wasserläufe in ihrem Körper verzweigten und versickerten – und dann weiter über das Nervensystem, sprang von Synapse zu Synapse, wie ein elektrischer Impuls. Nhika ließ ihr Bewusstsein in die Anatomie der Frau sinken, verwebte es mit den pulsierenden Mechanismen aus Mark und Bein und schließlich mit der Muskulatur, wo sie an verdichtetem Gewebe und verklebten Fasern zupfte.

Die Schmerzen der Frau spiegelten sich als schattenhaftes Abbild in Nhikas Brust, entluden sich gegen ihren Brustkorb. Sie schwollen zusammen mit der Empathie an, doch Nhika bezwang sie beide. Sie hatte die Quelle des Übels gefunden: eine Masse an geschädigtem Gewebe im Herz der Frau, der Blutzufuhr beraubt.

Das alles erfasste Nhika innerhalb weniger Sekunden, in kürzerer Zeit, als es dauerte, den Puls zu messen. Als sie die Hand wegzog, kannte sie jedes bisherige Leiden der Frau, sah ihre ganze Krankengeschichte eingemeißelt in die vor ihr ausgebreitete Anatomie.

Aber Nhika sprach nichts davon laut aus, denn dann würde selbst ein Narr wie ihr Kunde eins und eins zusammenzählen können. Selbst ein Narr würde dann erkennen, was Nhika wirklich war – etwas weitaus Schlimmeres als eine Quacksalberin.

Stattdessen öffnete sie ihre Tasche mit Tinkturen – alles bloß ein paar Tropfen ätherische Öle, in Wasser aufgelöst. Placebos.

»Für die Schmerzen empfehle ich Süßholzwurzelextrakt, entweder als Tee oder als Tropfen. Gegen die Mikromen würde ich vorschlagen ...« *Was hatte sie im Moment im Überschuss?* »... Eukalyptus, eine Woche lang oberflächlich auf der Brust aufgetragen.«

Der Mann nickte, dann schien ihm wieder einzufallen, dass er nicht so leichtgläubig war. »Wofür ist das alles gut?«

»Die Süßholzwurzel besitzt eine bestimmte Struktur an Kohlenstoffketten, die an den Rezeptoren andocken und den Schmerz lindern«, sagte sie und winkte ab, als wären die Details unwichtig. Jetzt sog sie sich auch noch alles aus den Fingern, nahm Worte in den Mund, die sie aus gestohlenen Lehrbüchern hatte. »Und der Eukalyptus, na ja ... Er hat natürliche antimikrobielle Eigenschaften. Mit meinem Titer ist er sogar stärker als Fermizillin.«

»Stärker als Fermizillin?«, wiederholte der Mann und Misstrauen schlich sich in seine Stimme. Hatte sie seine Unwissenheit zu sehr ausgereizt?

»Fermizillin wird aus Schimmel gewonnen, deshalb sind auch sehr viele Verarbeitungsschritte nötig, damit der Mensch es sicher zu sich nehmen kann. Es ist also so gesehen verdünnt. Aber Eukalyptusöl ist ganz und gar natürlich, daher besteht kein Grund, seine antimikrobiellen Eigenschaften zu verdünnen.« Sie schenkte ihm ein unschuldiges Lächeln, zusammen mit der Lüge: »Die Medikamentenhersteller würden mich töten, weil ich Ihnen dieses Geheimnis verraten habe.«

Das schien den Mann zu überzeugen und er nickte erneut,

als hätte das alles auch nur den geringsten Sinn ergeben.  
»Wie viel schulde ich Ihnen?«

Sie kniff sich ins Kinn und überlegte, wie viel sie ihm ab-luxen konnte. Auch wenn er verzweifelt zu sein schien, ein exorbitant hoher Preis würde seine Zweifel nur noch mehr schüren. Also vielleicht eher etwas im mittleren Bereich, ge-rade genug, um die nächste Miete bezahlen zu können. »Ich möchte, dass Ihre Frau sich vollständig erholt, daher bin ich bereit, den Preis für einen so kritischen Fall zu senken.« Nhika sah zurück zu der Frau, die einer Leiche gleich im Bett lag. Sie könnte sie heilen, vollständig, wenn sie das wirklich wollte. Einen Moment lang hatte sie es sogar ernsthaft in Erwägung gezogen. Aber ihr Magen krampfte vor Hunger und sie konnte die Energie nicht erübrigen.

»Fünfzig Chem für die Eukalyptuskur und ich senke den Preis auf zwanzig für die Süßholzwurzel«, sagte sie. Nhika beobachtete die Miene des Mannes. Halb erwartete sie, dass er sie beschuldigen würde, ihm Chem aus der Tasche zu ziehen. Aber in seiner Miene lag nur Entschlossenheit, als er ans Bett trat und die Hand seiner Frau in seine nahm.

»Honya, Liebling, ich habe etwas gefunden, das vielleicht hilft. Es ist noch nicht vorbei.«

Der eisige Ausdruck war gänzlich aus seinem Gesicht gewichen und ließ nur noch Platz für Zärtlichkeit, seine Lippen waren zu einem leichten Lächeln verzogen und selbst sein Blick war weich geworden. Nhika erwartete fast, dass allein seine Liebe die Blässe auf den Lippen der Frau tilgen, die Farbe zurück auf ihre Haut treiben würde. Sie sah weg und biss sich auf die Innenseite ihrer Wange. Als ihr Blick auf den Nach-tisch fiel, bemerkte sie das Attest der Frau, eine Fehldiagnose über eine Bluterkrankung gefolgt von der Frage: *Möchten Sie*

*den Körper Ihrer Geliebten der Santo-Forschungsinitiative spenden?*

Der Mann hatte *Nein* angekreuzt.

Während Nhika den Mann und seine Frau beobachtete, schlich sich Mitgefühl in ihre Brust, daher grub sie schnell die Fingernägel in ihre Handfläche, um es zu ersticken. *Nhika, nein. Fall nicht darauf herein.*

Aber der Mann hatte eindeutig niemanden sonst.

*Genauso wenig wie du, und du hast nicht die Energie hierfür.*

Er zahlte ihr genug für ein großes Abendessen.

*Und wenn du erwischt wirst?*

Sie hatte schon anderswo im Körper blockierte Gefäße geheilt. Sie *konnte* es tun, das wusste sie.

*Du wirst sie heilen, nicht wahr? Verdammt sei dein erbärmliches kleines Herz.*

Nhika legte eine Hand auf die Bettdecke, um die Aufmerksamkeit des Mannes zu gewinnen. »Wenn Sie erlauben, es gibt noch eine letzte Untersuchung, die ich durchführen möchte, nur um sicherzugehen, dass ich nichts übersehen habe.«

Er blinzelte, als würden die Worte nur langsam zu ihm durchdringen. Schließlich stammelte er: »N... natürlich.«

»Um die Privatsphäre der Patientin zu wahren, würden Sie uns bitte kurz allein lassen?«

»Ich bin ihr Ehemann«, widersprach er.

»Dann, um die Geheimnisse meines Berufs zu wahren.« Sie schenkte ihm ein verkniffenes Lächeln.

Er schien ihre Worte abzuwägen, aber nur einen Moment, bevor er nachgab.

Sie begleitete ihn aus dem Zimmer hinaus, schloss die Tür hinter ihm und zog die Vorhänge zu. Sobald sie vor neugierigen Blicken geschützt war, setzte sie sich ans Bett und kon-

zentrierte sich auf die Frau. »Ich habe Mitleid mit Ihnen, Sie Ärmste. Verheiratet mit einem Narr, der Sie liebt.«

Dann schloss sie die Augen und nahm die Hand der Frau in ihre.

Eine Verbindung entstand und Nhika war sich sofort der gesamten Anatomie der Frau bewusst. Sie kämpfte sich durch die Übelkeit der Medikamente hindurch, tastete sich mit ihrem Bewusstsein in Richtung Herz vor, wo sie die Bitternis von absterbendem Gewebe schmeckte. Und genau dort fand sie das Leiden, das dem Herz der Frau schadete: ein verengtes Gefäß, blockiert von einem Gerinnsel.

Ja, damit konnte sie arbeiten. Als sie noch jünger gewesen war, hatte ihre Großmutter ihr beigebracht, wie sie Kalkablagerungen löste oder Schorfwunden heilte. Doch dann hatte sich bei ihrem Vater ein ähnliches Gerinnsel tief im Bein gebildet. Jetzt streckte Nhika ihr Bewusstsein zuerst in die Blutgefäße aus und wand es um das Gerinnsel. Sie musste nur dafür sorgen, dass es sich zurückbildete – nach der Anleitung ihrer Großmutter war ihr das in Fleisch und Blut übergegangen. Allerdings verbrannte sie nicht den Energiehaushalt der Frau, ihre Patientin würde ihre ganze Kraft für die Genesung brauchen. Stattdessen verbrannte Nhika ihre eigenen Reserven und Hitze sammelte sich in ihrem Inneren. Das Feuer bahnte sich einen Weg über ihre Brust und ihren Arm, wärmte die Haut, die auf Haut lag. Eine Schockwelle erfasste sie, als ihre Lebensenergie, roh und gesund, den Blutkreislauf ihrer Patientin flutete.

Es dauerte einen Moment, bis sie das Herz erreichte, doch dann verstärkte Nhika ihr Bewusstsein, schloss es wie eine Faust um das Gerinnsel. Zwang es, sich zurückzubilden: Zellen platzten, Ablagerungen schrumpften, Proteine lösten sich

auf. Alles folgte ihren Befehlen wie ein trainierter Muskel, das Gerinnsel starb ab, während ihre eigene Energie dahinfloss.

Als Nächstes wandte sie sich dem beschädigten Gewebe am Herzen zu, das im Vergleich zur restlichen Anatomie verkümmert war. Es stach hervor wie ein falscher Ton in einer zarten Melodie, ein disharmonischer Klang, wann immer ihr Bewusstsein darüber hinwegstrich. Sie rettete nichts, was bereits abgestorben war, aber der Muskel klammerte sich ans Leben, und sie stärkte ihn: Sie errichtete ein stützendes Gerüst um die Herzkammer, ließ mit elektrischen Impulsen neues Leben hineinströmen.

Schließlich zog Nhika sich zurück. Sie wagte es nicht, noch mehr von ihrer Energie zu geben. Sie hatte genug für die Frau getan, damit sie aus eigener Kraft genesen konnte. Nhika atmete tief ein, um sich wieder in der Gegenwart zu verankern. Ihre Sinne kehrten nur langsam zurück, als ihr Bewusstsein durch den Sumpf aus Übelkeit träufelte. Die Seidendecke spürte sie als Erstes, knisternd unter ihrer Hand, dann die Festigkeit des Bodens unter ihren Füßen. Ihr Brustkorb sank vor Erschöpfung in sich zusammen und das Hungergefühl in ihrem Magen verkrampfte sich zu einem noch größeren Knoten, der als Kopfschmerz in ihrem Schädel pochte.

Sie strich sich die Haare aus dem Gesicht und Schweiß glänzte auf ihrer Hand, als sie sie zurückzog. »Ihr Ehemann schuldet mir eine ganze Menge«, murmelte sie mehr zu sich selbst und schnaubte. Trotz ihrer Erschöpfung lächelte sie. Es war lange her, seit sie jemand anderen geheilt hatte. Das was es, wozu ihre Gabe gedacht war. Sie war nicht dazu gedacht, im Geheimen benutzt zu werden, verborgen hinter Placebo-Ölen und vorgetäuschten Untersuchungen.

Nhika erhob sich schwankend, holte die Süßholzwurzel- und Eukalyptustinkturen aus ihrer Tasche und stellte sie auf den Nachttisch. Als sie sich zum Gehen wandte, gab die Frau ein erstes Lebenszeichen von sich, ein Zucken, begleitet von einem Geräusch tief aus der Kehle. Nhika spürte einen Anflug von Eifersucht – diese Krankheit war so einfach zu heilen gewesen, anders als die ihrer Mutter.

Sie ging zur Tür, doch als sie den Knauf drehen wollte, kam ihr der Mann zuvor und öffnete die Tür von der anderen Seite. Sie blinzelten einander an und Nhika verengte die Augen, während sie sich fragte, wie viel er beobachtet hatte. Er schob sich jedoch nur an ihr vorbei ins Zimmer.

»Wie geht es ihr?«, fragte er.

»Sie hatten wohl recht mit den Mikromen. Die Tinkturen auf dem Nachttisch sollten helfen. Ich lasse Ihnen eine Karte da, auf der steht, wie sie anzuwenden sind.«

»Wie viel schulde ich Ihnen?«

»Siebzig Chem«, sagte sie. Als er seinen Geldbeutel hervorholte, verengte sie die Augen noch mehr.

Handschuhe. Er trug Handschuhe. Hatte er die auch schon vorher getragen? Nein – sie hatte gesehen, wie er die Hand seiner Frau ohne Handschuhe gehalten hatte. Und jetzt, da sie ihn ein zweites Mal von oben bis unten musterte, bemerkte sie auch, dass der Kragen enger um seinen Hals lag und dass er Schuhe trug, obwohl sie im Haus waren.

Er reichte ihr die Chem und sie nahm sie ein wenig zu hastig entgegen. Nhika schob sich rückwärts zur Tür, doch der Mann hielt sie zurück.

»Erklären Sie mir nicht, wie man die Tinkturen anwendet?«, fragte er. Er wollte Zeit schinden. Hatte er die Polizei gerufen? Ahnte er, was sie war?

Nein, natürlich nicht. Für Menschen wie ihn existierte jemand wie sie nicht. Dann hätte er die Polizei ja wegen eines Mythos gerufen. Andererseits war er abergläubisch genug gewesen, um eine Kräuterhexe um Hilfe zu bitten.

»Die Anwendung ist relativ selbsterklärend«, sagte sie und wickelte sich zurück.

Er machte einen Schritt auf sie zu. Würde er sie packen?

Als sie nach dem Knauf tastete, zog er ein Küchenmesser unter den Falten seines Gewands hervor. Seine Hand zitterte, sein Griff war lasch. Nhika runzelte die Stirn, ihre Finger zuckten erwartungsvoll unter den Ärmeln.

»Was soll das?«, fragte sie und zwang sich, gelangweilt zu wirken. Hinter dieser Fassade versteckte sie das Beben in ihrer Hand, denn sie wusste, dass sie ihre Gabe gleich möglicherweise auf eine Weise benutzen musste, die ihre Großmutter nie gutgeheißen hätte.

»Was haben Sie getan?«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Sie sind eine von denen, nicht wahr?«, wollte er wissen, das Zittern in seinem Kiefer verriet seine Angst.

Ach ja, Angst – so zeigte sich also seine Dankbarkeit, nachdem sie seine Frau vor dem sicheren Tod bewahrt hatte. Nhika erinnerte sich wieder, warum sie aufgehört hatte, sich Gedanken um andere zu machen, warum sie sie nur mit Placebos und Ölen abspeiste. Erbärmliches kleines Herz, wie wahr.

»Sie müssen sich schon präziser ausdrücken«, zischte sie und wickelte sich zurück. »Sie wollen wissen, ob ich eine Yarongesin bin? Ja, meine Familie kommt von der Insel. Eine Quacksalberin? Definitiv nicht, meine Methoden sind altbewährt, wie Sie feststellen werden. Bevor Sie sich selbst verletzen, Sir, rate ich Ihnen, das Messer wegzulegen.« Der letzte Teil war mehr für

ihr eigenes Seelenheil, sie wollte ihre gute Tat nicht mit Gewalt beschmutzen, auch wenn sie sich ohne zu zögern selbst verteidigen würde, sollte es so weit kommen.

»Nein«, sagte er und stieß mit dem Messer in die Luft. »Ich weiß, was Sie sind. Eine *Bloodcarver*.«

»Bloodcarver?« Ihr Blick verdüsterte sich bei dem Wort. »Es gibt keine Bloodcarver.« Nhika gab ihm einen letzten Ausweg. Ein klügerer Mann hätte gewusst, dass Bloodcarver nicht mehr existierten, dass sie mit der Insel gefallen waren. Aber die Ignoranz dieses Mannes war groß genug, dass eine Diskussion nichts bringen würde, und er hatte überraschenderweise tatsächlich den richtigen Schluss gezogen.

»Ich habe gesehen, was Sie mit ihr gemacht haben«, beharrte er und fuchtelte mit dem Messer herum.

Tja, dann gab es wohl keinen Grund mehr, die Scharade aufrechtzuerhalten. Nhika betrachtete das Messer, die Haltung des Mannes und sein Griff wirkten unentschlossen. Er hatte vermutlich noch nie in seinem Leben eine Waffe geführt.

»Man hat mir schon viele Namen gegeben«, sagte sie und machte einen Schritt nach vorn. Der Mann stolperte zurück. »Hexe. Leberfresserin. Nekromantin.«

Die Hand, in der der Mann das Messer hielt, zitterte, und er umklammerte den kleinen Griff mit beiden Händen, als könnte allein ein Blick von ihr ihm das Messer entreißen.

Wütend funkelte sie ihn an. »Aber *Bloodcarver* – das ist vermutlich die passendste Bezeichnung.« Sie weidete sich an seiner Angst, denn wenn er ihr schon nicht seine Dankbarkeit zeigen konnte, was hatte er ihr sonst zu bieten außer Angst?

Nhika täuschte einen Schritt an, erschreckte ihn mit einem Schrei und er stürzte nach hinten. Sie nutzte die Gelegenheit, warf sich auf ihn und griff nach seiner Kehle.

Als sie ihn berührte, überlagerte sie seine Anatomie mit ihrem Bewusstsein und sein Körper wurde dem ihren untergeordnet. Einen Moment überlegte sie, ihn sofort zu töten, alle seine Kraftreserven zu verbrennen oder sein Herz zu stoppen – vielleicht mit etwas Poetischem, Sadistischem, einem Gerinnsel im Blutgefäß wie dem, von dem sie seine Frau geheilt hatte.

»Was haben Sie mit ihr gemacht?«, fragte er. Seine Stimme klang hohl und sie zögerte.

In seinen letzten Momenten, in denen ihre Finger sich schon um seine Kehle schlossen, dachte er immer noch an *sie*. Die Hand um das Messer erschlaffte, aber nicht aufgrund ihres Einflusses auf ihn – er hatte offenbar akzeptiert, dass sie ihn töten würde. Trotzdem galt die tiefe Trauer in seinen Augen nicht ihm selbst. Nhika konnte mit ihrer Gabe nichts derart Flüchtigtes wie Liebe sprießen lassen, aber jetzt quoll es aus ihm heraus wie Blut aus einer offenen Wunde, sintflutartig und ansteckend. Kurz fragte sie sich beinahe, wie sich das wohl anfühlte: eine Liebe, die selbst dem drohenden Tod trotzte.

Durch den roten Schleier der Wut sah sie seine Sehnsucht und das hielt sie davon ab, ihm den Tod in Fleisch und Blut einzumeißeln. Denn das war es, was Bloodcarver taten: Sie meißelten die Anatomie der Menschen, die sie berührten. Mit einem tiefen Knurren entriss sie ihm das Messer, zog sich dabei jedoch einen Schnitt an der Handfläche zu.

»Ich habe sie geheilt«, spuckte sie ihm entgegen. »Sie *Narr*.«

Ein gedämpftes Hämmern unten an der Tür erregte Nhikas Aufmerksamkeit und sie drückte sich von dem Mann weg. Nach einer weiteren Sekunde flog die Haustür krachend auf, gefolgt von lauten Schritten und Möbeln, die verschoben wurden.

Nhika rannte zum Fenster. Ächzend zerrte sie die Vorhänge herunter, wobei sie die Gardinenstange von der Decke riss. Sie krachte in die medizinische Maschine, schlug eine Delle in die eiserne Hülle, aber die Frau würde sie nun nicht mehr brauchen. Nhika warf einen Blick über die Schulter. Der Mann hockte immer noch zitternd am Boden und massierte sich den Hals. Er setzte ihr nicht nach.

Nhika stieß die Balkontür auf und schleppte die Vorhänge hinaus. Sie waren schwerer als erwartet, noch schwerer durch die Erschöpfung, die an ihren Muskeln zerrte. Trotzdem hievte sie sich das Gewicht auf die Schulter, während der Stoff Glasscherben hinter sich her zog. Sie wuchtete die Masse über die Brüstung, ehe sie ein Ende um das Geländer band. Überall auf der Straße wurden Vorhänge zur Seite geschoben und sie fing neugierige Blicke auf, die ihr hinter den fest verschlossenen Fenstern folgten.

Nhika schwang sich auf den Vorhang, als die Polizei durch die Tür brach.

Allerdings war es nicht die Polizei. Keine blaue Uniform, kein silberner Saum. Keine Dienstkappe, kein Abzeichen. Nur Bolas, hölzerne Fangstäbe und goldblitzende Zähne.

Ihr Kunde hatte die Schlächter gerufen.

## ZWEI

Nhika seilte sich an der Hausfassade ab, wobei sie den Seidenvorhang durch ihre Finger gleiten ließ. Der Schnitt an ihrer Handfläche zog eine Blutspur über den Stoff, Rot versickerte in Gold. Es hätte nicht so anstrengend sein dürfen, doch ihre Muskeln zitterten vor Erschöpfung, weil sie die Frau geheilt hatte. *Nie wieder.* Aber das hatte sie auch schon beim letzten Mal gesagt.

Als Nhika auf dem Boden aufkam, spürte sie die Erschütterung in ihren Knöcheln. Die Schlächter folgten ihr nicht über den Balkon, stattdessen hörte sie das Splittern von Möbeln und das Trampeln von Stiefeln auf den Stufen. Sie würden sie schon bald einholen. Nhika drehte sich um und rannte die Straße hinunter.

Die Schlächter brachen aus der Tür wie Ratten, die aus der überschwemmten Kanalisation schwärmten. Sie entdeckten Nhika sofort in dieser mit Kalkstein gepflasterten Stadt. Nhika floh in eine Gasse, drängte sich vorbei an Müllsammelautomaten und allen, die ihr im Weg standen. Aristokraten schnaubten verärgert, als sie sie zur Seite stieß, doch die Beschwerden gingen in Schock über, sobald sie erkannten, dass die Schlächter ihr nachsetzten.

Nhika hatte bisher nur Schauergeschichten über die Schlächter gehört, fiktive Monster, die auf dem Schwarzmarkt

mit seltener Ware handelten – und was war seltener als eine Bloodcarver? Für die Aristokratie waren die Schlächter Figuren, um Kinder dazu zu bringen, ihr Gemüse zu essen. Für die Menschen aus Yarong, die von den Schlächtern als Bloodcarver bezeichnet und verkauft wurden, war der Name »Schlächter« mehr als nur treffend.

Der Schnitt in Nhikas Handfläche pochte, als sie durch die Gassen hetzte. Sie blockierte die Schmerzrezeptoren. Den Schnitt selbst würde sie später heilen, wenn sie wieder Zeit und Energie zu erübrigen hatte. Doch jetzt schien zäher Schlamm an ihren ausgelaugten Muskeln zu zerren, während sie weiter durch enge Straßen stolperte und durch private Gärten brach. Die Schlächter hetzten ihr unaufhaltsam nach, sie schertten sich nicht um den Schaden, den sie in Gärten und an Dienstautomatons zurückließen.

Nhikas Füße trugen sie nach Süden, in Richtung der Stadtteile, in denen sie mehr mit der Umgebung verschmelzen würde: in die verzwickten Straßen des Dog Borough oder unter die geschäftigen Menschenmassen im Pig Borough. Immer wieder warf sie Blicke über die Schulter, während sie sich von ihrem Instinkt über die vertrauten Schleichwege und um scharfe Biegungen leiten ließ.

Nhika lief den Hügel hinunter und sprang auf die Ziegeldächer einer Nachbarschaft, die sich terrassenförmig an den Hang geschmiegt hatte. Schon bald hatte sie die vornehme Gegend ihres Kunden hinter sich gelassen und war in das Dickicht des Stadtzentrums eingetaucht, wo sie in einem Wald aus spitzen Dächern und geschäftigen Straßen eintauchte. Theumas bestand aus dunkelblauen Fassaden, seidenschwarzen Dächern und silbernen Ornamenten. Vor dieser Kulisse wirkten sie und ihr braunes Gewand schmerzhaft fehl am Platz.

Die Schlächter waren immer noch hinter ihr, wenn auch nicht allzu standfest auf den Dächern. Nhikas Blick fiel auf eine Straßenbahn unter ihr und ein Hoffnungsschimmer flackerte in ihr auf. Wenn sie es rechtzeitig in die Bahn schaffte, konnten die Schlächter sie nicht davonzerren, ohne die Aufmerksamkeit der Polizei zu erregen. Nhika schob sich von den Dächern und sprang nach unten. Das Poltern über ihr erinnerte sie daran, dass die Schlächter ihr weiterhin dicht auf den Fersen waren, aber jetzt musste sie nur noch die Straßenbahn erreichen ...

Als Nhika jedoch um die Ecke bog, stieß sie mit jemandem so heftig zusammen, dass Papiere durch die Luft flogen. Nhika fand stolpernd ihr Gleichgewicht wieder. Ärger machte sich in ihrer Brust breit, als sie den jungen Mann vor sich musterte. Er gehörte eindeutig in diesen Teil der Stadt mit der wie angegossen sitzenden Anzugweste, die unter den Falten seines Mantels hervorlugte, den blitzblank polierten Schuhen und den schwarzen, zurückgekämmten Haaren, die sein hübsches Gesicht umrahmten.

»Passen Sie doch auf!«, schimpfte er und der verärgerte Ausdruck auf seinem Gesicht spiegelte den ihren wider, während er die verstreuten Papiere und Ordner aufsammelte. Doch sein Ärger wich Überraschung, als er den Blick über sie gleiten ließ – über die zerrissene Bluse, die lockere Hose, die nackten Hände. Über goldbraune Haut, vereinzelte Sommersprossen, dunkle Augen. Er war das genaue Gegenteil von ihr, in mehrerer Hinsicht, mit harten Gesichtszügen, wo ihre weich waren.

Aus der Gasse hinter ihnen kam das Scheppern von Mülltonnen, die von den herannahenden Schlächtern umgeworfen wurden. Der junge Mann schien es ebenfalls gehört zu haben, denn er griff nach ihrem Handgelenk, um sie zu stützen.

Erst da fiel ihr auf, dass seine Hände ebenfalls unbedeckt waren, dass er sie ohne zu zögern berührt hatte, Haut an Haut. Nhika sah ihm in die Augen, wartete darauf, dass er sie als Yarongesin erkannte, doch der Ekel blieb aus.

»Geht es Ihnen gut?«, fragte er stattdessen und zog sie auf den sicheren Gehweg.

»Ich ...« Wenige hatte ihr diese Frage je ernsthaft gestellt, weshalb sie nun um eine Antwort rang. Bevor sie jedoch etwas erwidern konnte, warf er einen Blick in die Gasse, genau in dem Moment, in dem die Schlächter um die Ecke bogen.

Seine Augen weiteten sich. »Sind das ...?«

Nhika ließ ihn gar nicht erst ausreden, bevor sie floh.

Als sie am Ende der Straße um die Ecke bog, fuhr die Straßenbahn bereits los. Panik zurrte Nhika den Hals zu, als das Donnern der Schlächter hinter ihr immer näher kam. Sie verfluchte die Große Mutter und tauchte in die erstbeste Gasse ein, wobei sie noch einen letzten Blick zu dem jungen Mann zurückwarf, mit dem sie zusammengestoßen war. Die Schlächter strömten gerade in die Straße und der junge Mann ließ erneut seine Papiere fallen, um sie aufzuhalten.

»Mein Fehler«, sagte er und ging auf die Knie, um alles wieder aufzusammeln.

Die Schlächter blickten finster auf ihn hinab, während sie ihm auswichen, einer von ihnen stolperte über ein ausgestrecktes Bein.

Und dann entdeckten sie Nhika. Die Schlächter trampelten über die Papiere des jungen Mannes hinweg, während Nhika in der Gasse verschwand.

Sie stürzte durch die enge Straße, bog um die nächste Ecke ... und blieb abrupt stehen, als sich vor ihr eine unnachgiebige Backsteinmauer auftat. Mit klopfendem Herzen

wirbelte sie herum, doch die Schlächter versperrten ihr den Rückweg.

Verzweifelt suchte sie nach einer Fluchtmöglichkeit – und fand eine in einer niedrigen Feuerleiter. Nhika nahm Anlauf, griff nach der untersten Sprosse und zog sich mühsam an der Mauer hoch. Sie schaffte es ein paar Sprossen nach oben, bevor die Schlächter bei ihr waren und der größte von ihnen sich streckte und sie am Schuh packte.

Nhika wand sich, trat nach ihm und verlor dabei ihren Schuh. Ihr nackter Fuß rutschte auf den kalten Metallsprossen ab, die von der blutenden Wunde an ihrer Hand glitschig waren, trotzdem zog sie sich höher und höher, bis ...

Eine Drahtschlinge legte sich um ihren Knöchel und sie spürte einen Ruck am Bein. Nhika rutschte ab, als eine weitere Schlinge um ihren anderen Fuß zugezogen wurde. Ihre Finger brannten, so fest klammerte sie sich an die Sprosse, als die Schlächter sie zurückzerrten, bis sie schließlich den Halt verlor, ihre Fingernägel über Metall schabten, ihre Handfläche überall Blut verteilte.

Angst erfüllte Nhika. Irgendwann während ihres Sturzes schlug sie gegen ein Geländer, schaffte es aber nicht mehr, sich zu orientieren, bevor sie auf dem Gehweg aufkam. Ihre Rippen knackten und sie blockierte auch diese Schmerzrezeptoren, sobald das Brennen einsetzte.

Nhikas erster Gedanke galt nicht den möglichen Knochenbrüchen, sondern etwas weitaus Wichtigerem: Sie griff sich an die Brust, tastete nach dem Ring, den sie an einer Schnur um den Hals trug. Einen Moment lang erfasste sie Panik, weil sie dachte, er wäre verloren gegangen oder zerbrochen, doch dann spürte sie ihn kühl an ihrer Haut. Erst danach dachte sie an Flucht. Nhika schmeckte Blut, als sie sich aufrichtete.

Ihr Körper gab allmählich den Dienst auf, aber darum konnte sie sich später kümmern. *Mit welcher Energie?* Auch das war ein Problem für später.

Mit blutverkrusteten Fingernägeln zerrte sie an den Drahtschlingen um ihre Knöchel. Sie ließ die Schmerzrezeptoren verstummen, als diese zuckend zum Leben erwachten, öffnete ihre Atemwege, als diese sich mit Flüssigkeit zu füllen begannen, richtete ihre gebrochenen Rippen ... bis sie zu viel gleichzeitig tat. Ihr Fokus war überall, auf ihrem ganzen Körper verteilt, bei den Fangstäben der Schlächter und auf den Dächern. Bis er zu Rauch zerfaserte.

Die Schlächter beugten sich über sie, verdeckten den Himmel. Nhika kroch davon – wie eine erbärmliche Ameise, die man einfach von den Beinen gefegt hatte –, doch einer der Schlächter packte sie an den Haaren und zwang ihren Kopf zurück. Sie hörte das Knirschen von gebrochenen Knochen, die sie nicht spürte – noch ein Problem für später. Nhika wehrte sich, versuchte, Haut zu ertasten, fand jedoch nichts als dicke Handschuhe und lange Ärmel.

»Ist es eine echte?«, fragte einer von ihnen und der Mann, der sie festhielt, schüttelte sie kräftig.

»Natürlich nicht, aber sie sieht auf jeden Fall so aus, oder? Wahrscheinlich eine reinblütige Yarongesin«, sagte ein anderer. Er stieß sie mit dem Stiefel an.

Auch wenn die Schlächter sie nicht für eine Bloodcarver hielten, ihr Aberglaube wurde an den Schichten ihrer Kleidung nur allzu deutlich. Ihr einziger Fehler war es, dass sie ihre Gesichter nicht verdeckten.

Nhika packte blitzschnell einen der Schlächter im Gesicht. Sie berührte ihn nur einen kurzen Moment, bevor er zurückzuckte, doch das reichte. Er stolperte nach hinten, hustend

und würgend, mit einer blutenden Nase und blutunterlaufenen Augen. Er griff sich ins Gesicht und starrte sie entsetzt an.

Sie hatte jedes Blutgefäß im Körper des Mannes, das sie erwischt hatte, platzen lassen.

»Scheiße, sie ist echt!«, keuchte er, während sich ein Bluterguss in der Form ihrer Hand in seinem Gesicht bildete.

Nhika nutzte die Gelegenheit, um davonzukriechen, doch ihr Plan war nicht durchdacht – ein weiterer Schlächter ergriff sie mit Leichtigkeit und verdrehte ihr die Arme mit behandschuhten Händen hinter dem Rücken.

»Und ich habe noch überlegt, diese Meldung auszusetzen«, sagte der Mann, der sie festhielt. Er zog ein Stück Stoff hervor und band ihre Hände zusammen, so eng, dass es wehtat.

Die Schmerzrezeptoren erwachten wieder, einer nach dem anderen. Sie hatte zu viel Energie verbraucht. Bei jedem Atemzug schmeckte Nhika Blut, während Schmerz aufflammte, erst langsam und vereinzelt, dann überall gleichzeitig, bis ihr Sichtfeld pulsierte. Ihr Herzschlag donnerte in ihren Ohren und ihr Bewusstsein verblasste, obwohl sie sich mit zusammengebissenen Zähnen daran festklammerte. Die Gespräche der Schlächter verschwammen zu einem Dröhnen, als sie ihren Fokus nach innen richtete und die Brände in ihrem Körper löschte. Sie spürte bereits, wie sie den Schmerzen erlag.

Die Ränder ihres Sichtfeldes verdunkelten sich, ihr Atem verlangsamte sich. Durch das wattige Klingeln in ihren Ohren konnte sie noch die Worte des Schlächters ausmachen: »Sieh sich das einer an. Eine echte, lebende Bloodcarver. Wie viele von denen sind wohl noch übrig?«

Dann riss der schwache Faden ihres Bewusstseins.



Nhika blinzelte den säftigenden Nebel weg, nur langsam kehrte die Umgebung zurück: der warm erleuchtete Raum, die weit geöffneten Fenster, um frische Luft hereinzulassen, und das Bett ihrer Mutter neben ihr. Es war ihre Mutter gewesen, die ihr die Hand entzogen und durch den fehlenden Körperkontakt Nhikas Bewusstsein gestört hatte.

Nhika schüttelte den Kopf. »Ich schaffe das«, sagte sie und ergriff erneut die Hand ihrer Mutter.

Ihr Bewusstsein drang in die dünne Haut ein, sank in die schwache Muskelmasse. Sie spürte die lädierten Nervenbündel, die in der rechten Körperhälfte ihrer Mutter verkümmert waren. Als Nhika ihr Bewusstsein über das Rückenmark hochwandern ließ, musste sie gegen ein summendes, juckendes Gefühl ankämpfen – etwas Virales, das sich in ihre Haut zu krallen schien. Schließlich erreichte sie den Schädel ihrer Mutter und dort waren die Dura und das Nervengewebe so sehr in Mitleidenschaft gezogen, dass sie keine Ahnung hatte, wo sie anfangen sollte. Lag es an der Schwellung? Vielleicht ... konnte sie etwas Druck von den Nerven nehmen, ihrer Mutter die Kontrolle über ihre Gliedmaßen zurückgeben. Oder vielleicht lag es an all dem abgestorbenen Gewebe, allerdings wusste Nhika nicht, wie sie es regenerieren sollte, nicht wenn ihre Großmutter im letzten Jahr gestorben war, nicht wenn sie selbst kaum eine richtige Heartsooth war, nicht wenn ...

Wieder entzog ihre Mutter ihr die Hand. »Nhika, Liebes«, sagte sie und die Worte kamen ihr nur schwach über die Lippen. Sie schluckte, was schmerzhaft aussah.

»Ich kann dich heilen«, beharrte Nhika und blinzelte die Tränen weg – sie waren nicht hilfreich. Sie war gerade einmal zwölf Jahre alt, doch sie musste jetzt stark sein. Sie war die Einzige, die es im Moment sein konnte. Sie beide waren alles, was von ihrer Familie noch übrig war.

*Ihre Mutter blinzelte und legte den Kopf schief. Zu mehr war sie nicht mehr in der Lage. Selbst jetzt, mit verkümmerten Muskeln und eingefallenem Gesicht, war sie hübsch: die sonnengeküsste Haut, jede Sommersprosse ein zarter Hauch und ihre Augen leuchteten in einem wunderschönen Schwarzton. Ihre aufgeplatzten Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Du hast es versucht. Es ist gut so.«*

*Tränen brannten hinter Nhikas Augen, doch sie zwang sie zurück. »Ich habe in Großmutter's Büchern gelesen – es muss an den abgestorbenen Nervenzellen liegen. Wenn ich sie nur wiederbeleben könnte, dann ...«*

*»Hör auf, Nhika«, sagte ihre Mutter und die Strenge in ihrer Stimme ließ Nhika verstummen. Ihre Arme zuckten unter der Bettdecke, jede Bewegung war ein einziger Kraftakt, als sie nach etwas unter ihrem Hemd tastete.*

*Es war der Knochenring ihrer Familie, der einzige Gegenstand, der das Feuer überlebt hatte, in dem ihre Großmutter umgekommen war. Selbst als Nhikas Mutter vor Schmerzen das Gesicht verzog und den Ring abnahm, tat Nhika nichts, um ihr zu helfen – denn dieser Knochenring bedeutete das Ende. Er bedeutete, dass sie nichts mehr tun konnte.*

*Ihre Mutter hielt ihr den Ring hin, doch Nhika griff nicht danach. Die Tränen liefen jetzt ungebremst.*

*»Bitte. Verlass mich nicht«, flehte sie. Was blieb ihr denn dann noch?*

*Tränen sammelten sich nun auch in den Augen ihrer Mutter. Nhikas Blick fiel auf den Ring, jedes einzelne Knochenstück hob sich weiß vor dem schwarzen Onyx ab wie ein Versprechen, ein Andenken. Einst gehörte der Ring ihrer Großmutter, einst ihrer Urgroßmutter, einst ihrer Ururgroßmutter, und ...*

*Und jetzt gehörte er Nhika.*

*Sie schluckte. Starrte darauf hinab. Saß wie festgefroren am Bett*

*ihrer Mutter, denn was konnte sie noch tun? Wenn sie nicht einmal ihre eigene Mutter retten konnte, wozu war ihre Heartsooth-Gabe dann überhaupt gut?*

*Mühsam schluckte Nhikas Mutter, sammelte Kraft, um die nächsten Worte auszusprechen. »Nur weil ich nicht hierbleiben kann, heißt das nicht, dass ich dich verlasse.«*

*Erst da legte Nhika ihre Hand in die ihrer Mutter und nahm den Ring an.*



Als Nhikas Bewusstsein zurückkehrte, nahm sie erst nur das Geschnatter von Affen und Vogelgezwitscher wahr, gefolgt von der Kälte des nackten Bodens unter ihr. Der Schmerz kam als Letztes, kroch ihr erneut unter die Haut, obwohl sie versuchte, ihn zu unterdrücken. Jede Stelle, die sie betäubte, ließ den Schmerz nur andernorts aufflammen.

Der grobe Beton stach ihr in die Wange. Stöhnend kämpfte Nhika sich in eine sitzende Position hoch, während ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten. Jetzt erst erkannte sie, woher das Geschnatter kam – sie war in einer Menagerie: Schildkröten und farbenprächtige Vögel und Affen waren in Käfigen übereinandergestapelt, manche von ihnen bereits tot. Und sie, eine Bloodcarver, war nicht mehr als ein weiteres eingesperrtes Tier inmitten all der anderen. Es war nur eine kleine Lagerhalle und trotzdem hatten die Schlächter es geschafft, so viel schwarze Ware hineinzustopfen, wie sie nur konnten – Stoßzähne aus Elfenbein nahmen einen ganzen Tisch ein und dieses und jenes, zerrieben und in Form gepresst, einen anderen. Noch mehr Ware lag hinter gestapelten Holzkisten, die mit GEFAHRENGUT beschriftet waren.

Das war also die berühmt-berüchtigte Schlachtbank – der Ort, an dem die Schlächter mit ihrer Ware handelten.

Nhika zuckte zusammen, als ihr der Ring wieder einfiel. Hastig arbeitete sie sich mit gefesselten Händen durch ihre Kleidungsschichten, wobei ihre Rippen und Schultern bei jeder Bewegung aufschrien, bis sie auf den Ring stieß, der immer noch um ihren Hals hing. Die Schlächter mussten ihn wohl nicht für wertvoll genug erachtet haben, um ihn ihr abzunehmen. Und um ehrlich zu sein, war er auch nicht wertvoll – zumindest für niemanden außer ihr. Er bestand aus Knochen und Onyx, durch die Mitte zog sich ein Riss vom Feuer. Niemand sonst konnte die Inschrift auf der Innenseite lesen, drei Schriftzeichen, die ihren Familiennamen bildeten: *Suonyasan*. Niemand sonst würde einen Wert in den Knochenfragmenten finden, die in den Onyx eingesetzt waren, denn jedes einzelne stammte von den Heartsooths aus ihrer Familie. Niemand sonst würde erkennen, dass der Ring unvollständig war und noch Platz ließ für ihre Großmutter, für sie, für jene, die folgen sollten.

Nhika schob den Ring zurück unter ihren Kragen, dann stand sie auf. Jeder Atemzug wurde begleitet von einem stechenden Schmerz, doch sie kannte ihren Körper gut genug, um zu wissen, was er ihr sagen wollte. Nhika stolperte nach vorn und fing sich an dem Drahtgeflecht ihres Käfigs ab, während sie sich nach einer Fluchtmöglichkeit umsah.

Jetzt hatte sie es wirklich geschafft. Sie hatte schon so viele yarongesische Klischees mitgenommen und regelrecht ausgenutzt, nachdem sie erkannt hatte, dass die meisten Theuma sie nie als etwas anderes sehen würden als die blutdürstige Bloodcarver, die ozeanliebende Immigrantin, die bedauernswerte Almosennehmerin. Und nun erfüllte sie noch ein neu-

es: Ware auf der Schlachtbank. Ein weiterer Punkt, den sie von der Liste streichen konnte. Nhika war der Meinung, dass niemand sie in eine bestimmte Schublade stecken konnte, wenn sie selbst hineinkletterte, doch dieses Klischee hier war tödlicher als der Rest. Sie versuchte, nicht daran zu denken, dass schon andere Bloodcarver vor ihr als exotische Ware auf der Schlachtbank angeboten worden waren, und sie hielt sich auch nicht mit dem Schicksal auf, das sie erwartete, wenn die falsche Person sie kaufte. Nein, sie würde hier verdammt noch mal verschwinden.

Ein Affe schreckte bei ihrer Bewegung auf und kam dann in die Ecke seines Käfigs, um sie misstrauisch zu beobachten.

»Hallo, mein Kleiner«, gurrte sie und schob sich zu ihm. »Wir sitzen hier beide fest, nicht wahr?« Sie streckte ihm die Hand hin, hielt drei Finger aneinander, als würde sie ihm etwas zu essen anbieten.

Seine Neugier war geweckt und er tastete mit seinen winzigen Fingern nach ihren.

Mit neuer Kraft packte sie ihn am Arm. Durch die Berührung flutete sie seinen Körper mit ihrem Bewusstsein. Sie tötete ihn schnell, blockierte seine Schmerzrezeptoren, bevor sie sein Herz zum Stillstand brachte. Bei Tieren war es einfach, bei Menschen deutlich schwieriger, denn Menschen spürten das fremde Bewusstsein, weshalb ihre Anatomie auch mit ihr um Kontrolle kämpfte. Tiere hatten solches Glück nicht. Der Affe brach zusammen und Nhika entzog seinem noch warmen Körper die Energiereserven, bevor sie sich mit dem Tod abbauen konnten.

Jetzt, da Nhika wieder mehr Kalorien und Nährstoffe im Körper hatte, heilte sie einige ihrer Wunden. Sie löste das Kalzium aus den Knochen des Affen und legte es in ihren eige-

nen ab, zweckentfremdete die Bestandteile seines glänzenden Fells, um die Schnittwunden in ihrer Haut zu wachsen zu lassen. Das Erschaffen von neuem Gewebe war immer ein kostspieliger Vorgang, daher entzog sie dem Affen auch den letzten Rest Energie, während sie dabei zusah, wie sein Körper sich versteifte, bis er schließlich in Totenstarre verfiel. Es war ein humaneres Ende als das, was ihn auf der Schlachtbank erwartet hätte, wenn man den Tisch mit abgetrennten Affenpfoten berücksichtigte.

Ein Teil von Nhikas Schmerzen ließ nach, die Rezeptoren beruhigten sich. Sie bedachte den Affen mit einem dankbaren Blick, als sie aufstand. »Danke. Und ähm ... tut mir leid.«

Sein Körper zuckte, als hätte er sie verstanden.

Jetzt musste Nhika nur noch von hier fliehen.

Sie zerrte an dem engmaschigen Draht, doch der war gründlich festgespannt. Dann rüttelte sie an der Tür, die wenig überraschend verschlossen war. Nhika runzelte die Stirn. Yarongesischen Legenden zufolge gab es Bloodcarver, die sich selbst übermenschliche Fähigkeiten geben konnten: die Stärke eines Rhinoceros, indem sie die chemische Zusammensetzung ihrer Muskulatur veränderten, oder stahlharte Knochen, indem sie die Kalziummatrix perfektionierten. Natürlich kannte Nhika nur die Legenden. Ihre Eltern waren schon lange vor ihrer Geburt aus Yarong geflohen und diese Fähigkeiten – wenn es sie je wirklich gegeben hatte – waren auf der Insel zurückgeblieben.

Nhika wagte es nicht, solche Späße ausgerechnet jetzt auszuprobieren, aus Angst, dadurch ihre eigene Anatomie zu zerstören. Ein Kalziumstein an der falschen Stelle, ein Muskel am falschen Knochen ... Sie bräuchte mehr als einen Affen, um das wieder rückgängig zu machen. Auch wenn Menschen wie

sie die Anatomie allein durch Berührung und Gedanken verändern konnten, war ihre Gabe genauso sehr Wissenschaft wie Medizin. Jeder Vorgang erforderte ebenso Übung und theoretisches Wissen, wie es für eine Operation nötig war. Verzweiflung war allerdings ein starker Motivator.

Bevor Nhika so sehr verzweifeln konnte, dass sie es tatsächlich ausprobierte, hallte das Klicken von Lichtschaltern durch die Lagerhalle, und die weiß glühenden Lampen in den Dachbalken erwachten zum Leben. Nhika blinzelte gegen die plötzliche Helligkeit an, als die gesamte Lagerfläche in Licht getaucht wurde. Tiere schreckten in den Ecken aus ihrem Schlaf und Nhikas Blick fiel auf eine Metalltür an der Seite, neben der sich Kisten stapelten und durch die nun mehrere Menschen traten.

Sie gingen zwischen den Kistentürmen hindurch und bewunderten die angebotene Ware. Ein Krokodil hier, ein paar Schlangen da ... Ja, ja, alles sehr faszinierend, aber Nhika wusste, dass *sie* das wahre Juwel war.

»Und hier ist sie«, sagte die Frau an der Spitze. Ihre Kleidung war nicht mehr als eine Imitation von Wohlstand, mit Lagen aus gefärbter Kunstseide und Schals, um ein zu enges Kleid zu verbergen. Zwei der Schlächter, die Nhika gefangen hatten, begleiteten sie, ebenso ein vornehmer Herr, der vermutlich ein potenzieller Käufer war. Er hatte die Haltung eines Aristokraten, gerader Rücken, Nacken geneigt, als wäre er es gewohnt, auf andere herabzublicken. Ein feiner Mantel, der mit silbernen Reihern bestickt war, hing ihm offen um die Schultern, darunter trug er ein maßgeschneidertes Hemd.

Er musterte sie misstrauisch.

Gut, er hatte Zweifel, und seine Lippen waren geschürzt wie die eines überheblichen Mannes, der etwas zu beweisen

hatte. Er betrachtete sie von oben bis unten, gab sich jedoch unbeeindruckt von ihren Vorzügen, bevor er den Schlächtern einen scharfen Blick zuwarf, in dem eine unausgesprochene Frage lag: *Ist sie echt?*

»Sie ist heute Vormittag gerade erst von einem Gebäude gestürzt«, sagte einer der Schlächter, als würde das die Frage beantworten. »Und jetzt sehen Sie sie sich an. Sie ist wieder auf den Beinen. Sie hat sich selbst geheilt.«

»Oh. Hätte ich so tun sollen, als wäre ich verletzt?«, witzelte Nhika.

Der Käufer lehnte sich vor, er hatte die Hände hinter dem Rücken verschränkt und die Augen verengt. »Ich will einen Beweis, bevor ich sie kaufe. Ich habe kein Interesse daran, einen normalen Menschen zu verspeisen.«

»Beweis?« Die Schlächter tauschten einen verunsicherten Blick, doch alles, was Nhika gehört hatte, war, dass er vorhatte, sie zu *essen*.

Panik schoss in ihr hoch, entglitt ihrer Kontrolle und sie stolperte im Käfig zurück. Sie hatte bereits von dem Aberglauben gehört: Wer das Herz von Bloodcarvern isst, wird mit Unsterblichkeit beschenkt oder Gesundheit oder Libido ... Die Wirkung änderte sich mit jeder Erzählung. Alles falsch, natürlich, aber das hatte die Schlachtbank noch nie aufgehalten.

Die Schlächterin räusperte sich. »Selbstverständlich, ich ... ähm ...«

»Ein Messer, bitte«, sagte der Mann und hielt ihr die behandschuhte Hand hin.

»Was haben Sie vor?«, fragte die Frau misstrauisch.

»Wenn sie eine Bloodcarver ist, wird sie eine tödliche Wunde heilen«, erwiderte er. Als ihm niemand eine Klinge gab,

schnaubte er und untersuchte die Waren auf den Tischen. Schließlich fand er ein Messer in der Nähe der Tierkäfige, in denen immer noch getrocknetes Affenblut klebte.

Die Schlächterin öffnete und schloss den Mund mehrmals in stillem Protest. »Sie wollen eine meiner Waren verletzen?«, brachte sie endlich hervor.

»Ja, Sie wollen ernsthaft eine ihrer Waren verletzen?«, wiederholte Nhika.

»Es ist keine Verletzung, wenn sie eine echte Bloodcarver ist«, argumentierte der Käufer. »Nicht wahr?«

Nhika betete, dass die Schlächter ihm widersprechen würden, doch sie tauschten nur erneut nervöse Blicke, bevor die Frau resigniert den Kopf senkte. Nhika hob die Hände. »Warten Sie kurz. Reden wir doch darüber. Sie sind ein kluger Mann – Sie haben mich durchschaut. Ich gebe es zu: Ich bin keine Bloodcarver! Kein Grund, sich die Hände für einen Beweis schmutzig zu machen«, sagte sie hastig, während sie vom Messer zu seinem Gesicht sah. Seine teilnahmslose Miene machte jedoch deutlich, dass Mord nicht mehr als eine leichte Unannehmlichkeit für ihn war.

Ihr Blick zuckte zu den Affenkäfigen. Hatte sie genug Energie, um eine tödliche Wunde zu heilen? Und selbst wenn, ihr Schicksal wäre dann besiegelt – er würde sie kaufen und sie zerteilen. Ihre Knochen würde er zu Tee mahlen und ihre Leber mit Haiflossensuppe essen, als könnte die Bloodcarvergabe den Tod überdauern.

Nhika schluckte. Vielleicht konnte sie ihren Tod vortäuschen, vor seinen Augen verbluten, ohne dabei zu sterben, dann würde er einfach über sie hinwegsteigen. Das würde ihr außerdem mehr Zeit für eine Flucht verschaffen. Aber wie? *Wie?* Ihre Gedanken rasten, als sie nach einer Lösung suchte,

sich die alten Anatomiebücher in Erinnerung rief, die sie und ihre Großmutter aus den medizinischen Hochschulen gestohlen hatten. Wie stirbt man, ohne zu sterben? Wie überlebt man als Leiche?

Das Klackern des Vorhängeschlosses brachte Nhika zurück in die Gegenwart. Der Käufer entriegelte die Tür zu ihrem Käfig und kurz dachte Nhika darüber nach, zu fliehen. Doch ihre Hände und Füße waren gefesselt – wie weit würde sie kommen? Sie suchte die Schlächter nach einem Schlüsselbund ab.

»Vorsichtig, Mr. Zen, Sir«, sagte die Schlächterin besorgt. Doch die Sorge galt nicht Nhika, sondern dem Käufer. »Eine Berührung, und sie hat Zugang zu all Ihren lebensnotwendigen Organen. Das bedeutet den sicheren Tod.«

»Das ist mir durchaus bewusst«, erwiderte Mr. Zen und öffnete die Tür trotzdem.

Nhika stürzte an ihm vorbei, doch er packte sie mit der handschuhten Hand am Arm und stieß ihr die Klinge direkt in den Magen.

Der Schmerz kam, bevor sie reagieren konnte. Nhika krümmte sich und fiel auf die Knie, als er das Messer wieder herauszog. Sie schnappte nach Luft, während sich das Blut unter ihr auf dem Betonboden ausbreitete. Ihre Gedanken wurden von Panik überschwemmt, so viele Gefühle kämpften gleichzeitig um ihre Aufmerksamkeit, sämtliche Alarmsignale ihres Körpers flammten auf, jeder Muskel verkrampfte sich im Angesicht des Todes. Zu viel, um es zu erfassen. Zu überwältigend. Zu viel Blut.

Sie starb.

*Nein.* Ihre Gedanken wurden wieder klarer, traten deutlich aus dem Nebel aus Schmerz hervor. *Atme, Nhika, atme.* Sie hat-

te nicht all die Jahre allein überlebt, um hier zu sterben, auf der Schlachtbank – nein, sie würde dafür sorgen, dass ihr Tod eine Bedeutung hatte.

Schmerzrezeptoren aus. Das Feuer auf ihrer Haut verglühete zischend. So, jetzt konnte sie nachdenken. Als Nächstes unterbrach sie den Ausstoß von Adrenalin und anderen Stresshormonen, die ihren Körper fluteten – ab hier übernahm sie die Kontrolle.

Als Erstes die Blutung stoppen. In ihrer Panik hatte sie schon zu viel Blut verloren. Also zog sie jedes bisschen Energie aus ihren Reserven, um das Gewebe wiederherzustellen, wobei sie sich von innen nach außen vorarbeitete. Erst die Organe, um innere Blutungen zu unterbinden. Dann das Bauchfell, um die Eingeweide an Ort und Stelle zu halten. Die Haut hingegen, die ließ sie ein kleines Stück offen, um nicht aufzufliegen – um den Käufer davon zu überzeugen, dass sie keine Bloodcarver war. Damit er nichts hatte, was er kaufen wollte. Sie würde sich nicht heute hier heilen, nur um morgen gegessen zu werden.

Sie musste Schock simulieren. Was nicht schwer war, ihr Körper ging bereits in den Schockzustand über. Also zwang sie das restliche Blut nach innen, verengte oberflächliche Gefäße, bis sie genauso blass und farblos im Gesicht war wie eine Theuma. Ihre Energiereserven schwanden dahin wie eine fast vollständig heruntergebrannte Kerze und sie ließ sie vorsichtig ausgehen, um ihre Scharade zu befeuern.

Der Käufer schnalzte mit der Zunge. »Nur eine Yarongesin. Hatte ich mir gedacht.«

»Nein!«, widersprach einer der Schlächter. »Sie simuliert nur. Das kann ich Ihnen versichern. Sie hat einen Puls.«

Oh Mutter. Wenn sie ihren Puls überprüften, war es das.

Sie konnte nicht riskieren, ihre Halsschlagader zu blockieren, denn dann war sie wirklich tot.

Erneut klimperten Schlüssel. Kurz dachte Nhika darüber nach, ihren Schwindel aufzugeben und ihr Schicksal zu akzeptieren. Stattdessen machte sie sich bereit, sich auf den Mann zu stürzen, ihm sämtliche Energie auszusaugen und von diesem Ort zu fliehen. Doch jetzt gerade, da ihr Körper starr, ihre Energie am Ende war, ließ allein der Gedanke an Bewegung ihre Knochen bleiern werden vor Müdigkeit.

Als der Mann sich zu ihr herunterbeugte, tastete er allerdings nicht an ihrem Hals nach einem Puls. Stattdessen nahm er ihre Hand. Nhika unterdrückte ein Lächeln. Die Blutzufuhr zu ihrem Gehirn konnte sie zwar nicht kappen, sie hatte jedoch keinerlei Bedenken, eine Radialarterie zu blockieren.

Der Käufer legte einen behandschuhten Finger auf ihr Handgelenk, doch da hatte Nhika bereits die Blutzufuhr gestoppt. Er presste die Finger fester in ihre Haut, versuchte, durch seine Seidenhandschuhe einen Puls zu fühlen, und wartete unangenehm lange. Ein taubes Gefühl stahl sich in ihren Daumen, ein Kribbeln ging durch ihre Handfläche, bevor er endlich die Finger von ihr nahm.

Blut floss zurück in ihre Hand.

Der Käufer schnalzte erneut verärgert mit der Zunge. »Jetzt sehen Sie, wozu Sie mich gezwungen haben. Ich habe völlig umsonst ein Mädchen getötet.«

»Sie atmet noch, das versichere ich Ihnen«, widersprach die Schlächterin.

Nhika hielt die Luft an.

»Genug!«, blaffte der Käufer. Nhika hörte das Klappern des Messers, das Einrasten des Vorhängeschlosses. »Wenn Sie

mich das nächste Mal rufen, dann stellen Sie vorher sicher, dass es nicht wegen einer Schauergeschichte ist.«

Es herrschte Stille, dann folgten Schritte, die sich vom Käfig entfernten. In der Ferne wurde eine Tür geöffnet und fiel laut ins Schloss.

Jemand schlug mit der Faust gegen ihren Käfig, sodass die Gitterstäbe klirrten. »Du unausstehliche Hexe«, sagte die Frau mit gefährlich kalter Stimme. »Wach auf. Ich weiß, dass du noch lebst.«

Nhika öffnete ein Auge. Dann das andere. Nur die Schlächter waren noch hier und Nhika rollte sich auf den Rücken. Sie war zu ausgelaugt, um sich aufzusetzen. Blut bedeckte den Boden, klebte ihr die Haare ins Gesicht und durchtränkte ihre Kleidung. Sie lebte, auch wenn sie vermutlich wie eine Leiche aussah.

»Diesen Trick wirst du kein zweites Mal abziehen können«, spuckte ihr die Frau entgegen.

»Welchen Trick?«, krächzte Nhika. »Der Käufer wollte einen Beweis. Ich finde, ich habe eine gute Vorstellung geliefert.« Sie leckte sich das Blut von den Zähnen, ihr Magen rebellierte vor Hunger gegen die Süße. »Wenn Sie so nett wären, ich brauche etwas zu essen.«

»Glaubst du ernsthaft, du könntest hier Forderungen stellen?«

»Es verbraucht eine enorme Menge an Kalorien, mich selbst zu heilen. Wenn ich nichts zu essen bekomme, wird mein Tod das nächste Mal keine Vorstellung mehr sein.«

»Keine weiteren Spielchen, Bloodcarver.«

Nhika zog sich am Käfig hoch, wobei ihr das Drahtgeflecht in die Hand schnitt. Alles fühlte sich noch ein wenig roh an, die Haut entwickelte gerade erst wieder ein Gefühl, nachdem

Nhika die Blutzufuhr gekappt hatte. »Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Wenn Sie einen Käufer finden, der nicht vorhat, mich zu essen, werde ich mich kooperativ zeigen.«

Die Frau zögerte eine Antwort hinaus. Nhika fragte sich, ob sie tatsächlich darüber nachdachte, einen Handel mit ihrer Ware einzugehen. Doch dann wandte sie sich mit ihren Lakaien zum Gehen und schnaubte zum Abschied. »Wir verkaufen dich an die Person, die das meiste für dich bietet. Was dann mit dir passiert, ist nicht mein Problem.«